

# Galsan Tschinag Der blaue Himmel

Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2720

Im Anfang ist der Traum. Aber davon darf keiner erfahren, weder die guten noch die schlechten Träume dürfen bekanntwerden. So beginnt die Geschichte, die ein tuwinischer Junge aus der Mongolei erzählt. Ihm träumte, sein Hund Arsylang sei krank und würde sterben. Zum Glück hat er niemandem davon erzählt, oder doch: der Mutter? Mit großem Einfühlungsvermögen erzählt der deutsch schreibende mongolische Autor Galsan Tschinag die Geschichte eines Jungen, der älter wird und beginnt, seine kindliche Naivität zu verlieren. Tschinag läßt in *Der blaue Himmel* seine Kindheit lebendig werden, er schildert das Leben der Nomaden in der Steppe der Mongolei, den Überlebenskampf der Familie, das Zerbrechen der alten Strukturen und Traditionen.

»Liebevoll und genau beschreibt Tschinag den harten Alltag zwischen Schafherde und Jurte und läßt dabei die Farben einer eindrucksvollen Landschaft aufscheinen.« *Bettina Zeisler, Die Welt*  
Galsan Tschinag wurde 1944 in der Mongolei als jüngster Sohn tuwinischer Nomaden geboren. Zuletzt erschienen *Das andere Dasein* (it 4156), *Die Rückkehr. Roman meines Lebens* (st 4141) und *Die neun Träume des Dschingis Khan* (st 3970). Galsan Tschinag lebt in Ulan Bator.

Galsan Tschinag  
Der blaue Himmel  
*Roman*

Suhrkamp

Umschlagfoto: Amélie Schenk

11. Auflage 2014

Erste Auflage 1997

suhrkamp taschenbuch 2720

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie  
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-39220-1

# *Der blaue Himmel*

Meiner Großmutter –  
der wärmenden Sonne am Anfang  
meines Lebens

## *Der Traum*

Möglich, diese Geschichte hat ihren Anfang in einem Traum genommen. War es eine Vorbereitung auf das, was einmal eintreten würde, eine Warnung vielleicht? Denn der Traum war böse, böse – ein Alptraum.

Es hieß, von bösen Träumen dürfte man keinem Menschen erzählen, dafür ins Leere sprechen und hinterher dreimal ausspucken. Auch von guten hieß es ähnlich. Man durfte sie keinem verraten, sondern man sollte sie für sich behalten. Waren es also solche Träume, die weder böse noch gut waren, von denen man erfuhr?

Der Tag in der Jurte begann gewöhnlich damit, daß von den Träumen berichtet wurde, die man in der Nacht geträumt hatte, und dies löste oft Freude oder auch Sorge aus, wie man den Zuhörern ansehen konnte – seltsam!

Aber diese Regel kannte ich noch nicht, als ich den Traum hatte. So erzählte ich ihn weiter, und zwar noch brüh- oder in diesem Falle besser tränenwarm. Denn ich hatte geweint und war geweckt worden. Es war meine Mutter, die mich weckte. Sie war beim Morgenmelken gewesen und in die Jurte gekommen, um den vollen Melkeimer zu entleeren. So war ihre Hand, die mich streichelte, naß und kühl und roch nach roher Milch.

Immer noch schluchzend erzählte ich ihr von dem, was ich soeben geträumt hatte. Allein sie behauptete, nach-

dem sie meinen Bericht angehört hatte, das sei ein guter Traum. Ich argwöhnte, sie habe mir nicht gut zugehört, denn sie war damit beschäftigt gewesen, die Milch durch ein Bündel Yakschwanzhaar in den großen Aluminiumkrug durchzusehen, während ich erzählte. »Nein!« sagte ich heftig und machte Anstalt, wieder zu schluchzen, doch meine Mutter blieb bei ihrer Behauptung. Mehr noch: Sie sprach von einer verkehrten Deutung des Traumes, von Gold, Silber, Seide, von Festen und Süßigkeiten. Ich begriff nichts.

Doch dieses behielt ich: Keinem erzählen, ins Leere sprechen und dann dreimal ausspucken!

Das hat sie verraten, nachdem sie sich vor der Türschwelle noch einmal umgedreht hatte. »Aber dies nur bei einem wirklich bösen Traum!« hat sie warnend gesagt.

Natürlich war es ein böser Traum. Also mußte ich tun, was getan werden mußte. Aber ich hatte doch einer, Mutter, davon schon erzählt?! Was nun?

Ich überlegte, während ich unter dem alten, wattierten Lawschak hervorkroch, der einmal Vater gehört haben mußte und nun meine Schlafdecke war. Und ich überlegte immer noch, als ich mich auf den Weg in den neuen Tag machte.

Es empfing mich ein hellichter Sommermorgen, es roch nach Tau, Sonne und Viehharn; lärmend verließ gerade die Schafherde die Hürde, die Lämmer blieben an den Höne und bildeten einen viereckigen weißen Fleck. Die Frauen und Mädchen waren an der Dshele dabei, die Yakkühe zu melken: Von allen Seiten trommelten Milchspritzer in die Melkeimer aus tönendem Espenholz, sie hörten sich so unterschiedlich an, von hellem Zischen bis zum

dunklen Glucksen, als ob aus einem Erdauge Wasser hervorsprudelte.

Unser Hund Arsylang lag neben dem Dunghaufen und schlief. Er schnaufte friedlich. Die Sonne strömte auf sein dunkles Fell mit den glitzernden Daunen, zersprang in Strahlen, die sogleich wieder abprallten und von Daunenspitze zu Daunenspitze glitten. Die Rippen hoben und senkten sich kaum merklich. Die Glieder lagen leicht gekrümmt, gesammelt und wirkten gelenk- und schwerelos. Ich sah, in dem Körper wohnte Ruhe, und alles war, wie es gewesen ist: gut. Doch der Traum?!

Ich ging zu Mutter, die unter einer Kuh hockte und so flink und heftig molk, daß sich ihre Schultern wiegten, als ob sie zitterten. Sie hielt das halbe Gesicht in das dichte, buschige Bauchhaar der Kuh vergraben und dazu noch das sichtbare Auge geschlossen.

Ich näherte meinen Mund ihrem freien Ohr und flüsterte: »Mutter!« Das Auge öffnete sich.

»Was ist, wenn man vorher doch jemandem davon erzählt hat?«

Mutter erriet nicht sofort, was ich meinte. Sie mußte überlegen. Dann sagte sie bestimmt: »Keinem darf man davon erzählen, keinem!«

Ich erschrak und entfernte mich. Ich überlegte und beschloß, doch noch in die Steppe zu rennen und dort den Traum loszuwerden. Denn es kam mir irgendwie besser vor, so zu tun, als die Sache beim Verkehrten zu belassen.

Ich ging ein ganzes Stück weit weg vom Ail. Dann stellte ich mich mit dem Gesicht zum Auslauf des Flußtales und sprach, jedes Wort so deutlich, wie ich es nur konnte:

MIR TRÄUMTE, MEIN ARSYLANG IST AN DEKPIREK ERKRANKT. ER KANN NICHT LAUFEN, NICHT STEHEN. TAUMELT, FÄLLT UM. AUS SEINEM MUND QUILLT SCHAUM HERVOR. SEINE GLIEDER SIND STEIF, SEINE HAARE STEHEN ZU BERGE, ER STIRBT! TÛI-TÛI-TÛI!

Um diese Zeit rannten die Hunde mit einem lärmenden Gebell davon. Sie jagten einem eiligen Reiter nach, der in einiger Entfernung am Ail vorbeizog. Der Reiter fiel aus dem Galopp und darauf auch aus dem Trab, als er die nahenden Hunde bemerkte. Nun ritt er im Schritt und verhielt sich still. Die Hunde erreichten ihn, umliefen ihn und bellten ihn an. Doch bald beruhigten sie sich, ließen schließlich von dem friedlichen Reiter ab und machten kehrt. Ich trieb mich herum unter der Morgensonne, die schräg stand und lange, dünne Schatten warf. Ich spielte mit meinem Schatten, versuchte ihn einzuholen, aber es wollte und wollte mir nicht gelingen. So schnell ich auch davonfederte, er hüpfte mit und entkam mir. Die Hunde kehrten zurück. Sie gingen träge mit hoch über dem Kreuz geringelten Schwänzen, gähnten und leckten sich mit langen, heraushängenden rosa Zungen die Mäuler ab.

Aber nicht Arsylang! Er ringelte den Schwanz nie, hob ihn soweit auch nicht, er trug ihn schräg nach unten, und die Schwanzspitze krümmte sich nur leicht nach außen. Dazu standen ihm die Ohren, die spitz waren wie bei einem Fohlen, aufrecht und dicht nebeneinander, sie gleichen einer Schere. Auch jetzt ging er leicht im Paßgang und den Hals vorgereckt, in der gefaßten Haltung eines Raubtieres.

Arsylang war ein Findlingshund. Vater brachte ihn noch im Welpenalter von weither mit. Als der Welpen zu uns kam, hatte ich schon meine ersten Zähne im Munde. Aber das Hundejunge wuchs schnell und galt nun längst als erwachsen, während ich immer noch ein Kind geblieben bin.

Niemand, der zu uns kam, übersah Arsylang, jeder beachtete ihn wenigstens mit der allgemeinen Bemerkung: »Oi, das ist ein gefährlicher Hund!« Die Antwort darauf lautete, gleich, wer es war, der den Besuch vom Sattel empfing oder ihn wieder in den Sattel hob: »Der sieht nur so aus!«

In der Tat war Arsylang nicht gefährlich, er hat noch keinen gebissen. Doch die Menschen hörten nicht auf, sich vor ihm zu fürchten. Meistens aber war es ein längeres Gespräch, das sich um den Hund drehte.

Manche spielten auf seinen Namen an. Der eine sagte, das wäre bald ein wirklicher Löwe. Vater erwiderte darauf, daß der Löwe nicht zum Sehen, sondern zum Hören da wäre. Der andere meinte, wir hätten den Hund nicht Arsylang – Löwe –, sondern Börü – Wolf – nennen sollen. Vaters Antwort darauf lautete: »Das hieße dann den Wolf täglich zehn, zwanzigmal beim Namen nennen und so ihn herbeirufen – wer würde das tun?«

Ich bekam Lust, Arsylang rennen zu sehen. So rief ich in einem Atemzug: »Arsylang! Arsylang! Arsylang!« Darauf: »Tuh-tuh-tuuh!« Und selber rannte ich zurück. Hier und da erscholl Gebell, und mit einem Mal preschten die Hunde herbei. Ich beobachtete Arsylang beim Rennen: Er hatte sich ausgestreckt und an die Erde geschmiegt; der Schwanz lag ihm längs gerade. So jagte er an den

Hunden vorbei, die früher losgerannt waren und vor ihm gelegen hatten, und nahm nun die Führung. Ich rannte wieder ein Stück weiter und hockte mich vor einen Bau nieder, in den leicht ein Murmeltier oder sogar ein Fuchs hineingeschlüpft sein könnte. Arsylang kam an, landete gleich mit der Schnauze im Bau und wollte sich schnurstracks hineinzwängen, dabei winselte er dumpf und kratzte sich mit allen vier Pfoten in die Erde; in Klumpen flogen Erde und Gras hoch, die von dem Nachttau noch feucht waren. Dann kam die trockne Schicht Erde, die sich zu Staub stieb und zu einer kleinen Wolke wuchs. Ich rief Arsylang beim Namen, und er hörte auf, sich weiter abzurackern. Aber die Aufregung wollte ihn lange nicht verlassen: Er winselte weiter, und seine Haare standen zu Berge.

Ich erschrak.

Großmutter kam. Sie kam in kleinen Trippelschritten auf mich zu. Ich wollte nicht, daß sie sich meiner wegen so weit vom Ail wegschleppte. So rief ich »tschuh!«, gab mir dabei einen Klaps auf das Gesäß und galoppierte ihr entgegen.

Die Hunde rannten mir hinterher, bald holte mich Arsylang ein, blieb aber neben mir. Die anderen Hunde blieben hinter uns, keiner überholte.

Großmutter blieb stehen. Sie hatte den kurzen Birkenholzstock beidhändig am oberen Ende gefaßt und stützte sich dabei, als wir bei ihr ankamen.

»Was war das? Ein Wolf etwa?« fragte sie weich-leise, mit jenem kleinen Lächeln inmitten der Lippen, das nur selten erlosch. »Ein Wolf nicht«, sagte ich unsicher. »Ein Fuchs vielleicht oder auch nur ein Murmeltier.« Ich

spürte eine kleine Kränkung dafür, daß mir Großmutter so eine Frage gestellt hatte, auf die ich lügen mußte.

»Wo bist du gewesen, Großmutter?« fragte ich mißmutig, und dies teils, um die Scham abzuwehren, die noch nicht da war, aber kommen mußte, und teils als Gegengewicht dazu, um die Kränkung aufrechtzuerhalten und so erstmalig ein Geheimnis vor ihr besser aufbewahren zu können.

»Ich mußte mich erleichtern«, sagte Großmutter gehorsam.

»Aber so lange und so weit weg?«

»Ich ging hinter den Hügel. Die Beine werden eben alt.«

Großmutter seufzte, wurde jedoch gleich darauf wieder heiter, sie deutete auf ihre Beine: »Ich habe zu den beiden soeben gesagt, seid nicht so faul, sonst geh ich mit euch noch die Schafherde hüten!«

Ich wollte nicht auf den Witz eingehen, da er mir ungelegen erschien. Ich wollte etwas anderes klären: »Aber Großmutter! Warum mußt du hinter den Hügel gehen? Andere hocken sich doch auch gleich in die Steppe!«

»Nein, Kindchen. Das bin ich eben nicht gewöhnt: Ich hocke hier, und die Leute blicken herüber – nein!«

Plötzlich überkam mich ein heftiges Gefühl zu ihr. Es war halb Mitleid und halb Achtung. Darauf schlug es in Liebe um. Es war wie ein Schmerz, ja es schmerzte. Die Augentränder liefen mir heiß an. »Großmutter!« sagte ich und faßte ihre Hand. Sie blickte mich so mild und so alleswissend an, daß ich mit Mühe aus mir herausbrachte: »Komm, Großmutter, wir gehen nach Hause!«

## *Großmutter*

Großmutter war eine Menschenseide. Das hat Vater gesagt. Und das, was er sagte, mußte stimmen, immer. Und sie ist mir vom Himmel geschickt worden. Das hat mir Mutter verraten. Zwar stimmte manches nicht, was sie sagte, aber dort, wo der Himmel mit im Spiel war, durfte man nicht lügen. Das hat Mutter selber gesagt, und sogar Großmutter hat da zugehört.

Zuerst aber soll sie eine Fremde für uns gewesen sein. Sie hatte einen Mann, einen Sohn, eine Jurte und eine stattliche Herde. Später wurde der Mann von flüchtenden Russen erschossen und der Sohn von plündernden Kasachen erschlagen. Beides geschah kurz hintereinander.

Alleingeblichen suchte sie die Nähe ihrer jüngeren Schwester Hööshek auf. Diese war ebenso verwitwet und war meines Wissens die einzige Frau in der ganzen Ecke, der es gelungen war, den Titel Baj zu erwerben. Sie hatte einen Sohn, der, obwohl schon längst volljährig, ein schwächliches, menschenscheues Geschöpf blieb, und dieser Umstand hat wohl ihren Wert als Familienoberhaupt und ihren Willen noch gesteigert, sich im Leben zu behaupten.

Großmutter erzählte wenig von ihrer Schwester, und dieses wenige hatte nur Gutes zum Inhalt. Böses erzählte sie auch von anderen, ihr fremden Menschen nicht. So war sie eben.

Aber es wurde dennoch eine Menge von Hööshek und dem erzählt, was diese aus Großmutter's Jurte und Herde gemacht hatte. Es kam von selbst zusammen. Es war der Volksmund.

Höösheks hielten sich von den Leuten ständig abseits, und dennoch gab es die Geschichte, die Krümel um Krümel zusammengetragen worden war und ein ungefähres Bild von dem Leben abgeben konnte, das Großmutter bei ihrer Schwester gehabt hatte. Auch Hööshek ist inzwischen längst tot. Es heißt in allen Sprachen und bei allen Völkern, daß man von einem Toten nichts Schlechtes sagen sollte. Warum nur? Ist das Totsein ein Luxus, den nur Auserlesene genießen dürfen? Oder eine Strafe, die nur Ausgestoßene büßen müssen? Es ist etwas, womit ein jeder bezahlen muß dafür, daß er dageswesen ist, womit beglichen werden muß das Wunder, das mit jeder Geburt gelingt. So denn wollen wir auf den Spuren des Gewesenen und im Lichtschein der Wahrheit bleiben!

Großmutter's Jurte und Herde wanderten Stück für Stück in den Besitz der Hööshek. Die guten Filzdecken sollten besser die Jurte der Schwester mitbedecken, als sinnlos herumliegen und verkommen. Dem war vorausgegangen, daß Hööshek sagte: Wozu zwei Jurten aufstellen, wenn in der einen auch genug Platz für alle wäre!

Also mußte Großmutter ihre eigene Jurte als einen Haufen in einigen Bündeln liegenlassen und in die der Schwester einziehen. Als man das erste Bündel aus dem Haufen herausholte, es auspackte und die Decke nahm, hieß es: Zeitweilig, bis neuer Filz gewälzt und daraus neue Decken genäht wären. Aber neuer Filz wurde und wurde nicht gemacht, dafür wurden weitere Decken genommen.

Indes hörten auch die weniger guten Filzstücke auf, zwecklos in Bündeln herumzuliegen. Sie wurden zu Satteldecken für Reit- und Lasttiere verwendet. Zunächst wurden sie als Ganzes genommen, als Notbehelf, für einmal nur; nach einer bestimmten Zeit aber wurden sie schon zerschnitten und zurechtgenäht. Gleiches geschah mit dem Holzgerüst. Die Dachstreben waren zuerst dran, sie dienten eine nach der anderen einem anderen Zweck. Und es dauerte nicht lange, man wurde so frei, so großzügig, eine davon in Stücke zu hacken und daraus Pflöcke zu hauen. Und Pflöcke wurden gebraucht!

Dann waren es einige der Scherengitter, der Jurtenwände, die in die Jurte der Schwester kamen und dort solche ablösten, die ausgebessert werden mußten.

Ähnlich mit dem Vieh. Die laufenden Ausgaben wurden gern mit den Lämmern und den Zicklein, aber auch schon mit den ausgewachsenen Schafen und Ziegen aus der Herde der Großmutter bestritten. Die wären kleiner im Wuchs oder sonstwie nicht so gut wie die aus der eigenen Herde. Besser, wenn die besseren Stücke in der Herde zurückblieben, denn Großmutter würde ja alles ersetzt bekommen. Aber kein Lamm bekam sie ersetzt, nichts!

Eines Tages sah man ein: Es war sinnlos, den Haufen, der einmal eine Jurte erhalten hat, auf Umzügen weiter mitzuschleppen. Also löste man ihn auf, nahm, was noch einen Wert hatte, und verfeuerte, was gar keinen hatte. So wurde Großmutter zu einem obdachlosen Menschen. Und sie wäre wahrscheinlich auch zu einem besitzlosen Menschen geworden, wenn sie weiter bei der Schwester geblieben wäre. Aber zum Glück kam es anders!

Großmutter pflegte den Kopf leicht gesenkt und ein we-

nig schief zu halten. Das möchte ich schon hier untergebracht haben, obwohl ich noch eine Weile an der Vorgeschichte weitererzählen muß, die ich erst später als erwachsener Mensch zusammengebracht habe.

Großmutter hieß im Volke *Dongur Hootschun*, dies bedeutete Greisin mit dem kahlgeschorenen Kopf. Der Name ist wörtlich zu verstehen. Sie war die erstere von insgesamt zwei Frauen mit einem kahlgeschorenen Kopf, die ich bei Tuwinerinnen sah.

Übrigens wurde die andere Frau, die ein halbes Menschenalter später den Altai bewohnt hat, ebenso *Dongur Hootschun* genannt. Und der Spitzname hat, wie sooft, längst die Stelle des richtigen Namens eingenommen. Wie sie vorher hieß, solange sie lange schwarze Haare gehabt hatte, die sie zu zwei Zöpfen flocht, wird ein ewiges Geheimnis bleiben. Ich nannte sie mir *Dongor Enem* – meine Großmutter mit dem kahlgeschorenen Kopf. Manche Kinder versuchten, mir gleich zu reden, wurden aber auf der Stelle von mir zurechtgewiesen: »Wieso *Enem*? Ist sie etwa *deine* Großmutter?!«

Damals lebten die Kinder auf dem Altai friedfertig miteinander; die Filme mit den Schlägereien und den Schießereien waren noch nicht da, und auch der Geist, der Emanzipation predigte und Streit meinte, war dort noch nicht heimisch geworden. So lautete die Antwort des Kindes, das ich soeben zurechtgewiesen hatte, in der Regel: »Gut doch. Dann eben: *Eneng* – deine Großmutter!«

Die Eltern und auch die Erwachsenen im Ail sprachen vor Großmutter's Namen den meinen, und dies mit der Zugehörigkeit, oder noch besser den Besitz, anzeigenden Endung. Und das gefiel mir!

Denn in der Tat war sie *meine* Großmutter. Und das kam so: Großmutter hat sich, seitdem sie bei ihrer Schwester lebte, um die Kleinarbeit in der Jurte und in der Hürde gekümmert, zu mehr reichten ihre Kräfte nicht, denn sie war längst über siebzig. Sie sah selten jemanden, noch seltener ging, was in ihrem Alter nur noch heißen konnte: ritt sie irgendwohin. Das kam bei ihr nur vor, wenn sie sich die Kopfhaare nicht kahlscheren, sondern abrasieren lassen wollte, denn dieses letztere Handwerk wurde ausschließlich von Männern beherrscht.

So ergab sich, daß die Großmutter wieder einmal auf Suche nach jemandem ausritt, der ihr die Haare vom Kopf rasieren würde. Dabei kam sie bei unserem Ail vorbei, bei unserer Jurte. Das ist hier so leicht erzählt, in Wirklichkeit war das eine böse Geschichte mit einem doch guten Ausgang. Denn Großmutter's Reitpferd war vor Hunden ausgerissen, flüchtete an vier, fünf Ails vorbei. Die Hunde – es waren ihrer zuerst drei – blieben dem Pferde und der Reiterin auf den Fersen, immer neue kamen hinzu, und am Ende war es ein ganzes Rudel von einem guten Dutzend. Unser Vetter Molum, der dort zufällig vorbeiritt, rettete sie: Er jagte dem flüchtenden Pferd nach, holte es ein und erwischte es schließlich am Zügel.

Allzu verständlich nur, daß einem solcher Art angekommenen Besuch ein herzlicher Empfang bereitet wurde. Die immer noch schnaufende und zitternde alte Frau saß auf der guten Filzmatte, die sonst eingerollt hinter dem Kleiderstapel stand und nur dann herausgeholt wurde, wenn ein ehrwürdiger oder seltener Besuch kam. Sie wurde von den Erwachsenen begrüßt und bemitleidet

und von den Kindern bäugt und bestaunt. Diese letzteren waren in einer Horde herbeigaloppiert, noch bevor man den Besuch vom Sattel herunterholen konnte, und die ersteren waren eine nach der anderen erschienen, die eine mit dem Baby an der Brust, die andere mit dem Fell, das sie gerade gerbte, und die dritte mit dem Kleidungsstück, an dem sie nähte, in der Hand, und ein jeder wiederholte sinngemäß das, was schon gesagt und gefragt worden war. Und auch Großmutter antwortete auf die Fragen und wohlwollenden Tadel, die ihr galten, fast mit denselben Worten, Tadel, weil Großmutter so leichtfertig gewesen sei, sich auf ein Pferd einzulassen, das nicht zahm war.

Großmutter's Pferd war eine Stute, die einmal ein dunkelgraues Fell gehabt hatte, nun aber fast weiß aussah, denn sie war im Altern. Die Stute war alles andere als wild, aber sie war einmal von Wölfen angefallen und arg zugerichtet worden. Seitdem war sie hundescheu, aber Großmutter's einziges Reittier. Sie fohlte zwar jedes Jahr, aber die spätwinterlichen Schneestürme, die Wölfe und die Hööshek brachten es fertig, daß sie allein und einzig blieb.

Auf dem Herd kam der beste Tee zustande. Der beste Tee, das war, wenn in den Teesud nicht nur Milch und Salz, sondern auch ein sehr fetter Mehlbrei hinzukamen. Und dieser Tee war das Ergebnis einer Gemeinschaftsarbeit, denn eine jede der Frauen, die sich zwischen Tür und Herd breit hinbequemt hatten, machte sich nebenher auf irgendeine Weise nützlich. Der Geruch des brennenden Fettes und Mehls steigerte die Neugierde im Kindervolk immer mehr, die von dem Wunsch kam, endlich zu erfahren, wer der Mensch mit dem Kopf eines Mannes und mit der Stimme einer Frau war. Sie durften dabei